



Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

Laurent Gaudé

# Das Tor zur Unterwelt

Roman

Aus dem Französischen  
von Frank Sievers

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Laurent Gaudé  
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:  
Die Sonne der Scorta (13602)  
Der Tod des Königs Tsongor (24419)  
Eldorado (24628)

Der Übersetzer dankt dem Literarischen Colloquium Berlin  
für das Stipendium und die Teilnahme  
an der Berliner Übersetzerwerkstatt.



Deutsche Erstausgabe  
2010  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
© Actes Sud 2008  
Titel der französischsprachigen Originalausgabe:  
›La Porte des Enfers‹  
Für die deutschsprachige Ausgabe:  
© 2010 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,  
Stephanie Weischer unter Verwendung eines Fotos von  
Millenium Images, UK/Dominique Bollinger  
Gesetzt aus der Berling 10,5/14  
Satz: Greiner & Reichel, Köln  
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24795-5

Für Anna,  
möge dein Lachen auch dort unten zu hören sein  
und alle, die uns fehlen, wärmen.



I

Die Toten erheben sich

*(August 2002)*





Lange Zeit kannten mich alle nur unter dem Namen Filippo Scalfaro. Heute nehme ich meinen richtigen Namen wieder an und sage ihn in voller Länge: Filippo Scalfaro De Nittis. Seit heute Morgen, seit Sonnenaufgang, bin ich älter, als mein Vater war. Ich stehe in der Küche am Fenster. Ich warte darauf, dass der Kaffee durchläuft. Der Bauch tut mir weh. Das war vorauszusehen. Der Tag heute wird hart werden. Ich habe mir einen bitteren Kaffee zubereitet, der mich so lange auf den Beinen halten wird wie nötig. Als die Kaffeemaschine anfängt zu zischen, hebt ein Flugzeug vom Flughafen Capodichino ab und lässt die Luft erzittern. Ich sehe, wie es über die Häuser steigt. Ein großer, flacher Bauch aus Metall. Ich frage mich, ob das Flugzeug auf die Tausenden von Anwohner, die es überfliegt, hinabstürzen wird, aber nein, es zieht sich an seiner eigenen Schwere hinauf. Ich stelle den Gasherd ab. Ich klatsche mir Wasser ins Gesicht. Mein Vater. Ich denke an ihn. Dieser Tag gehört ihm. Mein Vater – es gelingt mir kaum, mir seine Gesichtszüge ins Gedächtnis zu rufen. Seine Stimme ist verblasst. Manchmal meine ich mich an bestimmte Ausdrücke zu erinnern, die er gebraucht hat – oder habe ich sie mir nach all den Jahren vielleicht nur zusammengereimt, um die Leere zu füllen, die er hinterlassen hat? Im Grunde erlebe ich ihn nur, wenn ich mich selbst im Spiegel betrachte. Irgendetwas von ihm muss doch da sein, da, in der Form meiner Augen oder der Linie meiner Wangen. Von heute an werde ich das Gesicht sehen, das er gehabt hätte, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, älter zu

werden. Ich trage meinen Vater in mir. Heute in aller Frühe habe ich gespürt, wie er auf meine Schultern geklettert ist wie ein Kind. Von nun an verlässt er sich auf mich. Heute wird es geschehen. Ich arbeite schon so lange daran.

Vorsichtig trinke ich den noch dampfenden Kaffee. Ich habe keine Angst. Ich war in der Unterwelt. Gibt es Schlimmeres zu fürchten? Das Einzige, was mir etwas anhaben kann, sind meine eigenen Albträume. Meine Nächte sind bevölkert von den Schreien der Ghule und den Seufzern der Sterbenden. Ich rieche den stechenden Schwefelgeruch. Ich bin eingeschlossen im Wald der Seelen. Nachts werde ich wieder zum Kind und flehe die Welt an, mich nicht zu verschlingen. Nachts zittere ich am ganzen Leib und rufe nach meinem Vater. Ich schreie, ich schniefe, ich weine. Die anderen sagen Albträume dazu, aber ich, ich weiß, dass dem nicht so ist. Träume oder Visionen brauche ich nicht zu fürchten. Ich weiß, dass all das wirklich ist. Ich war dort. Das ist die einzige Angst, die ich kenne. Solange ich nicht schlafe, fürchte ich nichts.

Der Lärm der Düsentriebwerke lässt die Hauswände nicht mehr erzittern. Nur ein langer Baumwollfaden bleibt am Himmel zurück. Ich hatte beschlossen, mich heute Morgen zu rasieren, um frisch auszusehen, aber ich werde es nicht tun. Ich werde mich nicht rasieren. Aber doch, es muss sein. Heute Abend will ich so jung wie möglich wirken. Wenn es eine Chance gibt, dass er mich erkennt, dann will ich sie ihm bieten. Das Wasser, das in das Waschbecken rinnt, ist dreckig. Gelblich. Heute bricht meine große Zeit an. Ich werde meinen Vater mitnehmen. Meine Rache ist vorbereitet. Ich bin so weit. Heute Abend soll Blut fließen. Das ist gut.

Ich ziehe ein Hemd über, um meinen mageren Körper vor mir selbst zu verbergen. Langsam erwacht Neapel. So früh stehen nur Sklaven auf. Ich kenne diese Zeit des Tages gut. Schon machen sich die Schatten, die am Hauptbahnhof herumlungern, auf die Suche nach einem Versteck für ihre Pappkartons.

Ich werde in die Stadt fahren. Mein Gesicht wird ausdruckslos bleiben und mich nicht verraten. Ich werde das Restaurant durch den Liefereingang betreten wie jeden Morgen in den letzten zwei Jahren. Da Bersagliera. Die Via Partenope wird leer sein. Kein Taxi, keine Vespa. Die Boote werden im Hafen Santa Lucia im Wasser plätschern. Die großen Hotels an der Küstenstraße werden still daliegen wie majestätische schlafende Dickhäuter. Ich werde meine Arbeit erledigen und mir bis zum Abend nichts anmerken lassen. Der Kaffee, den ich mir gemacht habe, wird mir helfen durchzuhalten. Niemand macht Kaffee wie ich. Deshalb darf ich auch ab 19 Uhr in den Speisesaal. Dann lege ich den Schwamm beiseite, verlasse die Küche mit den Wannen voller Schmutzwasser und stelle mich an die Kaffeemaschine. Das ist alles, was ich tue. Ich nehme keine Bestellungen auf, serviere keine Speisen. Die meisten Gäste sehen mich nicht einmal. Ich mache den Kaffee. Aber inzwischen bin ich eine Berühmtheit in Neapel. Einige Gäste kommen allein meinewegen hierher. Heute Abend werde ich im Speisesaal stehen und lächeln, während ich auf den Augenblick meiner Rache warte.

Ich schließe die Wohnungstür. Ich werde nicht mehr zurückkommen. Ich nehme nichts mit. Das Einzige, was ich brauche, sind die Autoschlüssel. Ich fühle mich stark. Ich bin von den Toten zurückgekehrt. Ich trage Erinnerungen an die

Unterwelt und Weltuntergangsängste in mir. Heute werde ich wiedergeboren. Meine große Zeit ist angebrochen. Ich schließe wieder und wieder die Tür. Das Wetter ist gut. Die Flugzeuge werden die Hauswände in Secondigliano erzittern lassen. Sie heben alle in Richtung Meer ab und es scheint, als würden sie die Häuser streifen. Ich werde meinen Platz im Da Bersagliera einnehmen und auf den Abend warten. Ich hoffe, dass er da sein wird. Ich bin nicht unruhig. Mein Bauch tut mir nicht mehr weh. Ich gehe schnell. Mein Vater wird bei mir sein. Dies ist der Tag, an dem ich seinen Namen wieder annehme, und noch einmal sage ich ihn in voller Länge: Filippo Scalfaro De Nittis.

Gelassen bleiben. Vollkommen glatt und unscheinbar sein. Nichts in meinem Gesicht oder meinen Bewegungen darf mich verraten. Keine ungewöhnliche Aufregung, kein Angstschweiß. Verstohlen schaue ich ihn an, immer wieder, aber ich kann ihn nicht so genau in Augenschein nehmen, wie ich es gerne würde. Ich war mir sicher, dass er heute Abend kommen würde. Sein Leben läuft wie ein Uhrwerk. Jeden Donnerstagabend kommt er hierher. Manchmal ist er in Begleitung eines Mädchens, das die ganze Zeit über kichert wie eine dumme Gans oder schweigend dasitzt und Grimassen zieht wie eine Schauspielerin. Manchmal speist er allein und eilt, sobald die Rechnung beglichen ist, hinüber ins Hotel, in dem die Mädchen auf ihn warten. Heute Abend ist er allein. Ich habe gesehen, wie er hereingekommen ist, seine Art aufzutreten, die besagt, dass er überall zu Hause ist und keinen Zweifel an der Beflissenheit und Sorgfalt hegt, mit der man ihn bedienen wird. Er lässt sich den Mantel abnehmen. Er wartet, dass man ihm seinen Stuhl anbietet, um sich zu setzen. Das liebt er, diese Momente, in denen er die neugierigen Blicke der Gäste an den Nachbartischen spürt, die sich fragen, wer dieser Mann ist, der so zuvorkommend behandelt wird, wenngleich nichts an seiner Miene, seinem Aufzug oder Benehmen auf einen Mann von Wichtigkeit schließen lässt. Er liebt es, bedient zu werden.

Meine Geduld ist belohnt worden. In der Hoffnung, dass der Wirt mich ruft, um den Kaffee zu machen, habe ich

in der Küche gewartet. Die Zeit ist mir lang geworden: das Gefühl, den immer gleichen Teller abzutrocknen, das immer gleiche Geschirr aus der immer gleichen Spülmaschine auszuräumen. Aber als die ersten Gäste beim Dessert angelangt waren, habe ich die schroffe Stimme des Wirtes vernommen. Ich sollte in den Speisesaal kommen. Ich habe mir die Hände am Geschirrtuch abgewischt und fest daran gedacht, dass es jetzt an mir war, den Abend in die Hand zu nehmen und aus ihm das zu machen, was ich wollte. Ich habe meine weiße Schürze abgelegt und meinen Platz an der Kaffeemaschine eingenommen. Die beiden Amerikanerinnen von Tisch 8 haben Cappuccino zu ihren Nudeln bestellt. Der Kellner hat es mir gerade gesagt und angesichts eines derartigen Sakrilegs angewidert das Gesicht verzogen. Ich führe die Bestellung so langsam wie möglich aus, um ihn in Ruhe beobachten zu können. Alle Gespräche vermischen sich und steigen auf, hallen durch den hohen, verglasten Saal. Meine Gedanken kreisen um den bunten Reigen an Speisen. Dienstefrig kommen und gehen die Ober und lassen ihre Absätze über die Kacheln schleifen. Sie gehen mit beflissener Miene an mir vorbei, ohne mich anzusehen, und schleudern mir manchmal mit zusammengebissenen Zähnen eine Order entgegen. Einen Kaffee für die 7. Ich schaue meine Hände an, um zu sehen, ob sie zittern, aber nein, mein Körper ist ruhig. Sicher bin ich blasser als sonst, aber was soll's? Die Schmerzen im Bauch sind wieder da, einfach nur da, wie ein fernes Stechen, die Erinnerung an einen vor langer Zeit erlittenen Schlag, von dem ich mich nicht wieder erholt habe. Der Wirt kommt zu mir. Bedächtig. Er sagt mir, die 18 möchte mich sprechen. Ich hebe den Kopf. An der 18 sitzt der Ingegnere. Ich weiß, was ich zu tun habe. Der Ingegnere ist ein alter Stammgast. Eben hat er seine Mahlzeit beendet

und nun möchte er meine Fähigkeiten in Anspruch nehmen. Ich gehe zu seinem Tisch. Er lächelt mich an. Er sagt mir, dass er gut gegessen habe und jetzt gerne einen Kaffee trinken würde, aber einen richtigen, keinen von diesen gechlorten, entkoffeinierten, er sagt, er müsse heute Nacht gut schlafen, aber an den Geschmack von entkoffeiniertem Kaffee könne er sich einfach nicht gewöhnen. Er fragt mich, ob ich das für ihn regeln könne. Ich nicke. Er zwinkert mir zu. Ich kann alles. Er weiß das. Ich gehe zurück an die Maschine. Ich bin der König des Kaffees. Das ist der Grund, weshalb ich hier arbeite. Ansonsten hätte ein heruntergekommener Typ wie ich niemals Anspruch auf eine solche Stellung erheben können. Niemand in Neapel kann von sich behaupten, einen besseren Kaffee zu machen als ich. Das habe ich von meinem Vater. Nicht von dem ersten, sondern von dem zweiten: Garibaldo Scalfaro. Er wiederum hat es von seinem Onkel gelernt. Ich habe für jeden Wunsch, für jede Stimmung den richtigen Kaffee parat. Heftig wie eine Ohrfeige, zum Wachwerden am Morgen. Mild und ausgeglichen, um den Kopfschmerz zu vertreiben. Cremig, um die Lust hervorzulocken. Nachdrücklich und kräftig, um den Schlaf zu besiegen. Den Kaffee zum Warten. Den Kaffee, um außer sich zu geraten. Ich dosiere wie ein Alchimist. Ich verwende Gewürze, die der Gaumen nicht schmeckt, der Körper aber erkennt. Der Ingegnere von Tisch 18 wird heute Nacht gut schlafen und er wird morgen früh aufwachen, ohne einen schweren Kopf zu haben. Ich lächle. Vor ein paar Wochen hat der Wirt sich überlegt, meine Fähigkeiten auszuweisen. Er wartet auf die neuen Speisekarten, die er bestellt hat und auf die er »Der Kaffeezauber Da Bersagliera« hat drucken lassen. Bestellen Sie, was Sie brauchen, Ihre Wünsche werden erfüllt ... Er hat natürlich die Gelegenheit genutzt, um die Preise zu erhöhen.

Bald werde ich die Attraktion des Restaurants sein ... Ich lächle. Nichts von alledem wird die Welt je erleben. Heute Abend werde ich meinen letzten Kaffee zubereiten, und er wird für den Mann sein, den ich seit Stunden belauere: Toto Cullaccio. Und wenn die neuen, glänzenden Speisekarten meines Chefs kommen, werde ich nicht mehr da sein und es wird ihm nichts anderes übrig bleiben, als sie wegzuwerfen und mich zu verfluchen.

Toto Cullaccio, den ich nicht mehr aus den Augen lasse, nimmt die letzten Bissen seiner frittierten Calamares. Er hat sich bekleckert, als er seine Pasta all'Amatriciana gegessen hat. Wie immer. Seine Hand zittert leicht und die Gabel spielt ihm böse Streiche. Es ist ein Segen, dass er noch nicht vor diesem Abend gestorben ist. Toto Cullaccio. Man könnte ihn für einen Postbeamten im Ruhestand halten. Die Haare sind ihm ausgefallen, die Finger geschwollen. Aber ich weiß, wozu er fähig ist. Ich weiß, warum er sich überall wie zu Hause fühlt und warum er mich schließlich nicht wie ein Gast den Kellner zu sich ruft, sondern mit gereizter Miene, wie ein Herr seinen Hund.

Ich lege das Geschirrtuch hinterm Tresen ab und gehe zu ihm. Als ich vor ihm stehe, bedeutet er mir, mich zu ihm hinunterzubeugen, damit er mir etwas ins Ohr flüstern kann. Er sagt mit dreckiger Stimme, dass der Abend noch nicht zu Ende ist, dass zwei hübsche Mädchen auf ihn warten, teure, er aber nicht mehr dieselbe Kraft hat wie früher, erst recht nicht nach einem solchen Essen. Er flüstert mir zu, dass er sich keine Sorgen macht, weil er weiß, dass ich ihm den richtigen Kaffee zubereiten kann, damit er seinen Mann steht. Er erwartet keine Antwort von mir. Er weiß, dass es möglich



ist. Ich kehre an meine Maschine zurück. Mein Körper rebelliert. Ich fange an zu schwitzen. Das Blut pulst mir gegen die Schläfen. Ich triefe. Krämpfe ziehen mir die Gedärme zusammen. Als würde ich wieder bluten. Ich muss durchhalten. Ich bin ein am Boden kauernendes Kind. Ich höre die schwächer werdende Stimme meines Vaters. Ich muss mich zusammenreißen. Darf nicht zulassen, dass die Visionen und Ängste mich überfallen. Heute Abend ist es so weit. Jetzt. In wenigen Sekunden. Mein Vater hat Durst. Er ruft mich. Die letzten Tropfen Kaffee rinnen in die Tasse. Ich habe ihm nichts beigemischt. Es spielt keine Rolle. Er ist wirkungslos, aber Toto Cullaccio wird ihn sowieso nicht trinken. Ich stelle die Untertasse und die Tasse auf das Tablett und lege ein Messer daneben. Ich gehe zu Toto Cullaccio. Es ist warm. Beinahe werfe ich eine Karaffe Wasser um, als ich zu nah an einem Tisch vorbeigehe. Ich habe Bauchschmerzen. Jetzt bin ich ganz nah bei ihm. Bevor er spürt, dass ich hinter ihm stehe, sage ich seinen Namen, laut, ich sage Toto Cullaccio und er schreckt auf. Die Nachbartische sind verstummt, denn ich habe den Namen mit Nachdruck gesagt und stehe blass und reglos da. Er hat sich umgedreht und sieht mich jetzt wütend an. Ich erwidere seinen Blick. Er ist es. Ich habe ihn. Also rede ich weiter, ich sage ihm, dass ich Pippo De Nittis heiße, und plötzlich scheint alles unwirklich. Das ganze Restaurant hat mich gehört. Ich habe sehr laut gesprochen. Alle Köpfe drehen sich zu mir. Die Gespräche brechen ab. Er setzt an, mich zu fragen, was ich von ihm will, was ich da mache, wie ich es wagen kann, ihn mit seinem Namen anzureden und ihm meinen zu nennen, der ihm wirklich vollkommen egal ist. Ich lasse ihm keine Zeit dazu. Ich lasse das Tablett los, Wasser, Kaffee, alles fällt scheppernd zu Boden und ich ramme ihm das Messer in den Bauch. Schreie von allen

Seiten. Alles erstarrt. Erstaunen übermannt die Körper und reißt die Münder auf. Ich mag diese Stille um mich herum. Ich will, dass sie mich alle sehen. Damit sie später erzählen können, was sie gesehen haben. Ich habe darauf geachtet, das Messer nicht bis zum Anschlag hineinzustecken. Ich will ihn nicht töten. Ich will, dass er Schmerzen hat und wimmert und weint, nicht, dass sich sein ganzes Gedärm über dem Tisch verteilt. Jetzt handle ich schnell, trete hinter Cullaccio und halte ihm das Messer an die Kehle. Alles beschleunigt sich. Ich sehe und höre jedes Detail. Die Frauen können es nicht fassen. Die Männer schaffen es nicht, von ihren Stühlen aufzustehen, so groß ist ihre Angst. Cullaccio brüllt vor Schmerz. Schon ist sein Hemd blutgetränkt. Ich zwinge ihn aufzustehen, indem ich einfach die Klinge an sein Fleisch presse. Es muss ihm den Bauch zerreißen, aber er tut es. Auf dem Weg zum Ausgang werfe ich ein oder zwei Tische um. Wir erreichen die Tür. Niemand denkt daran zu versuchen, uns aufzuhalten. Cullaccio wimmert wie ein Hund. Ich weiß, wie das ist. Auch ich habe geschrien, wie er, vor Jahren, über meinem Bauch zusammengekrümmt nach Luft ringend. Als Kind, damals. Er hat all das vergessen. Das ist gut. Er wird alle Zeit der Welt haben, sich daran zu erinnern. Wir verlassen das Restaurant. Die Hafenuft peitscht mein Blut auf. Wir prallen auf die Stille der Boote von Santa Lucia. Der Wagen steht bereit. Das Schwierigste ist, die Treppe hinaufzusteigen, um zur Via Partenope zu gelangen. Ich merke, wie er bei jeder neuen Anstrengung vor Schmerzen stöhnt. Cullaccio ist ein hinkender, heulender Wal, er scheint mich anzuflehnen, aber ich achte nicht darauf. Mein Messerstich war meisterhaft. Ich habe ihm genügend Kraft zum Gehen gelassen. Er ist nicht ohnmächtig geworden. Jetzt sind wir da. Ich sage ihm, dass er die Wagentür aufmachen soll. Ich

stoße ihn auf den Beifahrersitz. Er rollt sich ein wie eine Nacktschnecke, die endlich ihre Wunden lecken kann. Ich höre ihn weinen, er hält sich den Bauch. Sein Blut verteilt sich über den Sitz. Ich gehe schnell um das Auto herum, das Messer noch immer in der Hand. Jetzt schlage ich meine Wagentür zu. Ich setze mich neben ihn. Die Nacht ist schön, sie ist feucht und ruhig. Ich bin sehr zufrieden. Wir werden viel Zeit haben.

